



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Der Antiquar : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Sobald das Salz entfernt ist, werden die Kanäle von neuem gefüllt, und unter normalen Verhältnissen kann dies vier- bis sechsmal in einem Sommer wiederholt werden. Fällt aber Regen während des Verdampfungsprozesses, so scheidet sich das Salz nicht ab, und die Ernte ist zerstört.

Die starke Sonne, die sommerliche Trockenheit und die Salzhaltigkeit des Meeres schaffen hier so günstige Bedingungen wie selten anderwärts. Aber nur wenige der Salzgärten werden noch benützt; der Rest des ungeheuern ausgegrabnen Gebiets liegt da als Tummelplatz für Garnelenfischer und Seevögel, erstickt unter der toten Hand des Staates.

Man wundert sich nicht, daß das Salz hier am Erzeugungsorte die Konsumenten viermal soviel kostet wie in Dänemark, da ja der Staat 12 Millionen Franken jährliche Steuer auf dieses unentbehrliche Nahrungsmittel setzt, man ist es hier gewohnt, jede Quelle des Reichtums von dieser Seite getrübt zu sehen. So lächerlich es scheint, so ist es hier mitten in den Salzgärten ein einträgliches Geschäft, einige Pott Salz zu stehlen; und um den Salzdiebstahl zu verhindern, wird ein kostspieliges Bewachungssystem unterhalten und die Oberfläche der Pyramiden verhärtet, sodaß es oft der Anwendung von Dynamit bedarf, um sie anzubohren.

Und die Stadt Cadix muß ja auch leben trotz ihrer Weisheit. Sie bietet den Schiffen nicht einmal einen Hafen, sucht sie aber statt dessen auf jede Art zu brandschätzen, durch Abgaben und schwindelnde Proviantpreise. Die Frachten verteuern sich hierdurch, und die Schiffe ziehen es vor, in das Mittelmeer einzulaufen, zu den neu aufgetauchten Salzgärten in Sizilien und an der nordafrikanischen Küste, während diese hier zuwachsen und bald nicht einmal mehr mit trockenem Brot all die Menschenarbeit verzinzen, die in ihren Ausgrabungen niedergelegt ist.



Der Antiquar

Von Julius R. Haarhaus

(Schluß)



Es ist eine häufig beobachtete Tatsache, daß das Maß der Entfernung für viele Dinge der eigentliche Wertmesser ist. Wie oft hatte der Freiersmann in Reichenbachs Hof den Augenblick herbeigesehnt, wo eine der beiden Kandidatinnen freiwillig den Kampfplatz räumen und ihm dadurch den Entschluß, der andern einen Heiratsantrag zu machen, erleichtern würde! Jetzt war der Augenblick eingetreten, es bedurfte nur eines einzigen Wortes, die leicht angewellte Rosalie in eine neu-aufblühende Rose zu verwandeln. Sie wäre bereit gewesen, errötend an seine Brust zu sinken, schon zitterte in ihren schlanken, überschuldrigen Armen das Verlangen, sich um seinen Nacken zu schlingen — aber das Wort blieb ungeprochen. Und weshalb? Weil ihm Frau Minna, jetzt, wo sie seinen Blicken unerreichbar war, wo er ihr

Lachen nicht mehr hörte und keinen Ärger über ihre feyerischen Marginalien zum unvergänglichen Texte der großen Dichter und Redner des Altertums mehr empfand, als die Perle aller Frauen erschien. Sie war das Urbild des Lebens und der gesunden Sinnlichkeit im Sinne Catulls, sie war eine plastische Illustration zu der *Ars amandi* des Ovid, sie war für ihn die majestätische Hera, die schalkhaft-schmeichlerische Aphrodite und — daran waren hauptsächlich die grünen Bohnen schuld — die Hestia der Griechen oder die Vesta der Römer in einer Person!

Was half es, daß sich Fräulein Rosalie, die ganz genau wußte, daß sie in der jungen Witwe eine Rivalin losgeworden war, jetzt von ihrer vorteilhaftesten Seite zu zeigen suchte, daß sie ihre Verben durch alle Tempora herunterschnurrte und aus freien Stücken in den gallischen Krieg des großen Julius Cäsar zog! Sie war nun doch einmal nicht Frau Minna! Wenn sie ausharrte, so tat sie es, weil der Name Polykarp mit glühenden Lettern in ihr jungfräuliches Herz geschrieben stand, während Frau Minna — leider, leider! — nur durch die geheimnisvolle Kraft der Wundersalbe an das Lädchen gefesselt worden war. Aber dem Manne, der so lange wie Buridans Esel zwischen den beiden Heubündeln hin und her geschwanzt hatte, erschien jetzt plötzlich die wenn auch erzwungne Liebe der runden jungen Witwe tausendmal süßer und begehrenswerter als die freiwillige, immer deutlicher erkennbare Zuneigung der magern Jungfrau.

Fräulein Rosalie konnte dies auf die Dauer nicht verborgen bleiben. Aus der Tatsache, daß er ihre Übersetzungen deutscher Sätze ins Lateinische nur noch flüchtig ansah und grobe Fehler ungerügt ließ, schloß die ehemalige Lehrerin auf ein Erkalten seiner Gefühle. Und da er immer wieder die entschwundene Witwe erwähnte, wurde ihr klar, daß nur die unfreiwillige Trennung von der Treulosen die unerwünschte Wirkung auf sein Herz ausgeübt hatte. Was blieb Fräulein Rosalie also anders übrig, als zu demselben Mittel ihre Zuflucht zu nehmen? Sie setzte sich eines Tages hin und schrieb, so schwer es ihr auch wurde, an unsern Freund ein nach einem unbestimmbaren Parfüm duftendes Briefchen, worin sie ihm mitteilte, sie fühle sich in der letzten Zeit nicht ganz wohl und wolle ein paar Tage das Bett hüten. Er möge entschuldigen, daß sie gezwungen sei, die lateinischen Stunden für eine Weile zu unterbrechen.

Nun hätte es sich gehört, daß Herr Polykarp Seyler diese Botschaft mit einigen Zeilen der Teilnahme beantwortet und sich von Zeit zu Zeit nach dem Befinden der Patientin erkundigt hätte. Das tat er jedoch nicht, sei es aus purer Vergeßlichkeit, sei es, daß er dem Leiden Fräulein Rosaliens keine besondere Bedeutung beimaß. Er wartete ruhig auf ihre Wiederkehr, wartete, als sich diese immer weiter hinauszog, sogar mit einer Art von Ungeduld, nicht gerade wie ein Liebender auf die Geliebte, sondern wie ein Lehrer auf die Schülerin wartet, von der er Pünktlichkeit gewohnt ist, und die nun plötzlich den ihr erteilten Urlaub unberechtigterweise und ohne ein Wort der Entschuldigung über Gebühr ausdehnt. Und währenddessen wartete sie auf einen Brief von ihm, wartete zuerst mit einer Art von süßen Aufregung, dann mit nervöser Gereiztheit, endlich mit der ganzen Bitterkeit eines in seinen heiligsten Gefühlen gekränkten Herzens. Sie begann an ihre Krankheit selbst zu glauben und empfand es als eine unerhörte Rücksichtslosigkeit seinerseits, daß er sich nicht im geringsten um sie bekümmerte. Am liebsten wäre sie gestorben, bloß um ihn dadurch von der Schwere ihres Leidens und der Größe seiner Schuld zu überzeugen. Sie wollte ihm schreiben, ihm Vorwürfe über Vorwürfe machen, aber da legte sich ihr Stolz ins Mittel, und sie beschloß, schweigend zu leiden und ihren Schmerz und ihren Zorn mit in das kühle Grab zu nehmen.

Inzwischen war Seyler nicht in der besten Stimmung gewesen. Rätchen sprach immer häufiger von ihrer bevorstehenden Abreise, die Kunden blieben nach und nach weg, und die lateinische Schulgrammatik, die noch immer auf seinem Pulte lag, mahnte ihn fortwährend an die glücklichen Stunden und die heitre, aber dennoch auf ernste Ziele gerichtete Geselligkeit, deren Schauplatz das enge, dämmrige Lädchen so lange gewesen war. Noch hatte der Antiquar die Hoffnung nicht aufgegeben, seine Schülerinnen — oder doch zum wenigsten eine von beiden, und dann womöglich die junge Witwe — möchten reuigen Sinnes zurückkehren, da traf wie ein Blitz aus heiterm Himmel ein Blatt imitierten Büttenpapiers ein, auf dem in einer sehr modernen Schrift gedruckt stand, daß sich Frau Minna verm. Krause, geborne Mühlmann mit Herrn Konstantin Voigt, Wollé engros, verlobt habe.

Daß sie für ihn nun unwiederbringlich verloren war, darüber gab sich Polykarp Seyler keiner Täuschung hin. Und da er zu den glücklichen Naturen gehörte, die sich mit dem Unabänderlichen schnell abfinden, so entließ er die Trinität von Hera, Aphrodite und Hestia kurzerhand aus seinem Olymp und beschloß endgiltig, sein Herz bedingungslos auf den Altar der strengen Athene zu legen. Wenn diese nur ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte! War sie wirklich ernstlich krank? Wollte sie vielleicht nur seine Ausdauer auf die Probe stellen? Oder wandelte sie etwa gar auf den Pfaden der treulosen Frau Minna? Bei dieser Erwägung packte ihn eine sonderbare Angst. Wenn Rätchen nun wegzog — auf immer, das wußte er! —, und wenn sich dann auch Fräulein Rosalie Schott von ihm abwandte, so war er ein einsamer Mann. Denn auf ein zweites Heiratsgesuch würde er sich nach den Erfahrungen, die er mit dem ersten gemacht hatte, nicht einlassen. Aber er war nun auch so sehr an den Umgang mit Frauen gewöhnt, daß er nicht mehr darauf verzichten mochte.

Es galt also, sich Fräulein Rosaliens zu versichern, ehe es zu spät war, ehe auch ihr Name mit dem irgendeines Mannes vereint in einer modernen Schrift auf einem Blatte imitierten Büttenpapiers stand. Das einfachste wäre wohl gewesen, er hätte an die Dame geschrieben und ihr reinen Wein eingeschenkt. Sie würde seinen Antrag angenommen haben, auch wenn sie etwa gemerkt hätte, daß er sie nur als einen nicht ganz vollwertigen Ersatz für die ihm entgangene junge Witwe betrachtete. Aber auf diesen naheliegenden Ausweg kam er nicht. Er war durch die mit Frau Minna gemachten Erfahrungen unsicher und zaghaft geworden. Daß das Fräulein, wenn er ihr schrieb, wiederkommen würde, davon war er überzeugt. Was nützte das jedoch, wenn er nicht die Gewißheit hatte, sie festhalten zu können? Und dazu besaß er ja glücklicherweise das rechte Mittel. Er brauchte nur die bewährte Wundersalbe wieder anzufertigen und die Schwelle seiner Tür damit zu bestreichen. Betrat sie dann wieder das Lädchen — und dazu wollte er sie schon durch eine Epistel bringen, die nach Stil und Inhalt ein Meisterstück sein sollte —, so war sie dem alten Banne verfallen.

Als Rätchen nach Tisch in das Gewölbe herunterkam, bemerkte sie, wie der Onkel mit seltsamer Hast in allen Regalen herumsuchte. Sie sah ihm eine Weile dabei zu und fragte dann teilnehmend: Du hast wohl etwas verloren, Onkel?

Hm. Verloren gerade nicht, aber verlegt.

Ein Buch?

Einen einzelnen Band.

Vielleicht kann ich dir helfen. Was war es denn?

Hm. Ein Pappbändchen: Lengrich, Beyträge zur Kenntniß seltener und merkwürdiger Bücher mit Rücksicht auf die Numismatik.

O — das ist längst verkauft. Am letzten Donnerstag, gerade als du auf der Stadtbibliothek warst, hat es ein Herr mitgenommen.

Das ist ja gar nicht möglich, erwiderte Seyler, bleich vor Schrecken, den zweiten Band habe ich ja noch hier.

Waren es zwei Bände? fragte Käthchen kleinlaut. Ich fand nur den einen und glaubte deshalb, wir hätten ein inkomplettes Exemplar gehabt. Ich war deshalb froh, als der Herr ihn mitnahm. Er hat fünf Mark dafür bezahlt, und mehr war das Buch doch auch komplett nicht wert.

Ach Kind, du hast ja keine Ahnung, was das Buch wert ist — mir wert ist! stöhnte der Onkel. Weißt du denn wenigstens, wer der Käufer war?

Es schien einer von auswärts zu sein. Er fragte nach numismatischen Werken und speziell nach einer Dissertation über Quedlinburger Münzen.

Wie sah er denn aus?

Es war ein untersehtler Herr Ende der Dreißiger, mit kurzem blonden Haar und rötlichem Schnurrbart. Er glich ein wenig dem Assessor Seuffert, der neulich die Böpflsche Ausgabe der Carolina kaufte.

Am Donnerstag ist er hier gewesen?

Donnerstag oder Freitag. Es muß ja aus dem Kassabuch hervorgehn. Sie blätterte in dem Buch und sagte dann: Hier stehts! Donnerstag, den 8. September.

Woraus schließt du, daß er von auswärts war?

Er hatte es eilig und wollte noch zu andern Antiquaren. Er hatte auch den neuesten Münzkatalog von Bschiesche und Köder bei sich, und an dessen Umschlag klebte noch ein Stück von einer Zehnspfennigmarke. Er muß den Katalog also unter Streifband durch die Post erhalten haben.

Käthchen, sagte der Onkel, nachdem er einige Minuten nachgedacht hatte, sei doch so gut und hole mir meinen Hut und meinen Mantel.

Sie verließ den Laden. Als er allein war, nahm er das schwarze Pappbändchen, worin die Hälfte — ach, nur die Hälfte! — des Beireis'schen Rezepts stand, rückte den Empire Schreibtisch von der Wand, öffnete ein Geheimschloß an dessen Rückseite und legte das Buch hinein. So! Der zweite Band war jetzt in Sicherheit gebracht. Hätte er doch rechtzeitig alle beide an diesen Ort geborgen! Als Käthchen dann zurückkehrte, stand der Schreibtisch wieder an seinem Platze.

Ich gehe einmal weg, sagte Seyler, wenn etwa Fräulein Schott kommen sollte, so bitte sie, ein wenig zu warten. Ich werde mich beeilen.

Damit verließ er den Laden und begab sich mit schnellen Schritten von Antiquariat zu Antiquariat. Überall stellte er sehr diplomatisch Nachforschungen nach einem untersehten blonden Herrn mit rötlichem Schnurrbart an, der am Donnerstag dagewesen wäre und nach numismatischen Werken, speziell nach einer Dissertation über Quedlinburger Münzen gefragt hätte. Die Auskünfte, die er erhielt, waren wenig befriedigend und zum Teil einander widersprechend. Dem einen war der Herr groß und schlank, dem andern klein und dick aber brünett erschienen. Dieser glaubte, es sei ein Gymnasiallehrer aus Goslar gewesen, jener hielt ihn für einen Archivar aus Dessau, aber auf die Frage nach der Dissertation über Quedlinburger Münzen wußten sich alle ganz genau zu befinden. Zuletzt ging Seyler zu Bschiesche und Köder, und hier erfuhr er, daß der Herr ein Doktor Nothe, Privatdozent aus Jena, gewesen sei.

Unser Freund rannte nach Haus, ließ sich von seiner Nichte die alte verschabte und wurmfressene Reisetasche packen und fuhr noch an demselben Abend nach Jena. Am nächsten Morgen machte er dem Doktor einen Besuch und vernahm, daß er in der Tat den Käufer des Buches vor sich habe, zugleich aber auch, daß dieser den Band nicht mehr besaß, sondern an einen Freund in Braunschweig weitergegeben hatte. Seyler ließ sich die Adresse dieses Herrn geben und reiste unverzüglich nach Braunschweig. Dort erfuhr er zu seinem größten Kummer, daß

das Buch längst nicht mehr in den Händen des Braunschweiger Herrn, sondern im Besitze von dessen Tante, einem alten Fräulein in Mühlhausen war, die als eine Urgroßnichte von Beireis die Traditionen der Familie aufrecht erhielt, mit einer Art Fanatismus das Andenken des großen Uronkels kultivierte und alles, was sich auf diesen bezog, pietätvoll sammelte.

Der Antiquar ahnte, als er im Zuge nach Mühlhausen saß und die Vorberge des Harzes an sich vorüberziehen sah, daß ihm ein heißer Kampf bevorstünde. Und richtig: die alte Dame war nicht zu bewegen, das Buch, das auf dem Titel den Bibliothekstempel und auf den Vorsatzblättern eigenhändige Aufzeichnungen des Familienheiligen trug, wieder herauszurücken. Nur die unbegrenzte Hochachtung, mit der unser Freund von Beireis redete, und die mit einer verblüffenden Bestimmtheit ausgesprochne Überzeugung, daß die Zeit nicht mehr fern sei, wo man die Verdienste des genialen Forschers nach Gebühr würdigen werde, erwirkten ihm die Erlaubnis, sich die handschriftliche Eintragung abzuschreiben. Was wollte er auch mehr? An dem Buche selbst lag ihm nicht das geringste; das Ziel seiner Wünsche war ja nur die erste Hälfte des kostbaren Rezepts, ohne die die zweite, die er daheim in seinem Empire Schreibtisch liegen hatte, wertlos war.

In der heitersten Stimmung trat er die Heimreise an, mit triumphierender Miene begrüßte er zu Hause die Nichte, die er wohlweislich über das Ziel und den Zweck seiner Reise im unklaren gelassen hatte. Da fiel ihm im Lädchen eine kleine Veränderung auf. Das große Stehpult war weiter nach der Wand zu gerückt, und der Tisch, an dem Frau Minna und Fräulein Rosalie einst in Rüdesheimer und klassischer Latinität geschwelgt hatten, stand jetzt da, wo früher der Schreibtisch der hochseligen preussischen Königin seinen Platz gehabt hatte.

Den Heimgekehrten überkam plötzlich eine bange Ahnung.

Wo ist das Empiremöbel? stieß er hervor.

Verkauft, Onkel! Glücklicherweise verkauft! Ein Amerikaner hat achthundert Mark dafür gegeben.

Sehler sank auf einen Stuhl und rang nach Atem.

Aber der Inhalt? schrie er, der Inhalt?

Du meinst die Labentasse und die vielen Flaschen und Tüten? Die habe ich natürlich vorher herausgenommen.

Ein Buch hast du nicht darin gefunden?

Ein Buch? Nein. Wie sollte das auch hineingekommen sein?

Das Geheimfach hast du nicht geöffnet?

Ein Geheimfach? Davon habe ich nichts gewußt.

Du konntest auch nichts davon wissen, Nätchen. Aber nun sage mir um alles in der Welt: wo ist der Amerikaner geblieben?

Da fragst du mich zuviel, Onkel. Er kam, wollte Reliquien aus der Völkerschlacht sehen, war schon im Begriff, die beiden Pistolen zu kaufen, entdeckte den Schreibtisch, hörte den Preis, bezahlte bar, ging weg und kam nach einer halben Stunde mit zwei Männern wieder, die das Möbel auf einen Handwagen luden und damit wegfuhr. Ich glaube, er sprach davon, daß er eine große Kiste zimmern und den Schreibtisch darin nach seiner Heimat senden lassen wolle.

Hast du keine Ahnung, in welchem Hotel er wohnte?

Nicht die geringste. Er kam von Dresden und erwähnte nur, daß sein Schiff schon am nächsten Tage führe.

Sehler preßte die Hände gegen den Kopf und stöhnte zum Erbarmen. Es dauerte eine geraume Weile, bis er sich wieder beruhigte, dann aber stand er entschlossen auf, nahm das Blatt Papier mit der Abschrift der ersten Hälfte des Rezepts aus der Brieftasche und zerriß es in lauter winzige Fetzen.

Es war ein Wink des Schicksals, sagte er mit leise zitternder Stimme, und ich habe ihn verstanden. Sieh, eine große Mitgift kann ich dir nicht geben, Rätchen. Ich bin mit dem Gelde schneller fertig geworden, als ichs gedacht hatte. Aber die Wäscheausstattung und die Kleider und die beiden Zimmereinrichtungen in Nußbaum, die hast du ja. Ist es nicht viel, so ist es doch etwas. Die achthundert Mark, die du für den Schreibtisch gelöst hast, sollst du auch noch bekommen. Aber etwas, und zwar das wertvollste, kann ich dir außerdem noch geben: den guten Rat, niemals zu übernatürlichen Mitteln deine Zuflucht zu nehmen. Ich kann ja begreifen, daß du deinen Doktor Waegold an dich fesseln willst, aber ich bitte dich dringend, nimm weder Kampher noch Aloe, weder Angelika noch Krebschalen, weder Cremortartari noch pulverisierte gebrannte Hagenknochen dazu, sondern brauche nichts weiter als deine natürliche Liebenswürdigkeit, und wenn er wirklich einmal dumme Streiche machen sollte, was ich aber gar nicht von ihm glaube, ein wenig Nachsicht. Bei der Kocherei ist kein Segen, das heißt: bei der alchimistischen natürlich. Sonst ist es sogar recht gut, wenn du dich um das Kochen kümmerst, denn dein Doktor sieht gerade nicht aus, als ob er bloß von der Liebe leben könnte. Das halte dir allezeit vor Augen und sei geschwieher als dein Onkel, der es modo hyperphysico versuchen wollte.

Nimm mirs nicht übel, Onkel, aber du sprichst in Rätjeln, sagte Rätchen, Seyler mit einem unsichern Blicke musternd.

Das schadet nichts, Kind. Auch das Leben spricht in Rätjeln. Ich will mich jedoch deutlicher ausdrücken. Halte dich an das Einfache, ganz besonders beim Kochen. Das Einfache ist jederzeit das Beste, Schmachhafteste und Gesündeste. Du weißt, was Juvenal und Petron über die kultuarischen Ausschweifungen der Römer in der Kaiserzeit berichtet haben. Hüte dich vor solchen Dingen. Wir müssen doch noch ein antiquarisches Exemplar von Alsteins Kochbuch dahaben? Nun ja, das kannst du dir herausuchen und behalten. Und dann: lies niemals den Lufkanos. Es stehen Dinge darin, die du nicht wissen solltest. Er verspottet den Glauben an das Übernatürliche ja mit unvergleichlich feinem Wit, aber man gewinnt diesem Übernatürlichen gar zu bald Geschmack ab, und dann begibt man sich auf Gebiete, wo des Menschen Fuß leicht strauchelt. Wenn du Verlangen nach Lektüre hast, so halte dich an die guten lateinischen Rhetoren und Historiker; die stehen durchaus auf dem sichern Boden der Wirklichkeit.

Rätchen hätte nicht behaupten können, daß sie nun klüger gewesen wäre als zuvor, aber sie empfand, daß diese Rede, die zugleich die Abschiedsrede des treuen Onkels an die ihrem Glück entgegentziehende Nichte sein sollte, gut gemeint war. Noch in derselben Woche reiste sie ab, hinaus in das Licht, die Luft und die Freiheit, die sie fortan nicht wieder losließen.

Über Herrn Polykarp Seyler aber kam nun, wie unsre modernen Dichter sagen würden, eine große Stille. Das Lädchen wurde für ihn wieder zur Bibliothek, die recht vereinzelt Kunden mußten wieder warten, bis seine Schätze zum Verkauf reif waren, und blieben, da dieses Stadium der Reise immer seltner eintrat, schließlich ganz weg. Die goldne Flut in der Ladenkasse hatte sich längst verlaufen, aber der Bäcker und der Fleischer, bei dem unser Freund, wenn ihm wirklich einmal der Hunger zum Bewußtsein kam, seinen geringen Bedarf an Leberwurst oder Mettwurst deckte, horgten ihm noch eine Weile ruhig weiter, denn sie dachten an die schöne Zeit, wo alles bar bezahlt worden war, und wo man hinter dem hohen Stehpult Rüdesheimer getrunken und Kuchen gegessen hatte, und rechneten darauf, daß diese Zeit wiederkehre.

Aber in dem Maße, wie sich der Staub in den Regalen häufte und die Not — die ganz gemeine Not des Lebens — stieg, wuchs auch das Glück des

sonderbaren Mannes, der nach und nach alle Bande abstreifte, die ihn an das Irdische gefesselt hatten, der in den kalten Winternächten, ohne den Frost zu spüren, beim Scheine eines Talglichts über seinen Büchern saß (denn die Gasleitung war ihm längst gesperrt worden!), und der, von geistiger Nahrung gesättigt, immer wieder zu vergessen schien, daß auch sein Körper nach Kost verlangte. In Reichenbachs Hof sprachen die Leute kopfschüttelnd davon, daß der Antiquar, seit er nicht mehr unter der Obhut der Nichte stehe, ganz und gar verkomme, und ein bekannter Buchhändler, der sich schon immer für den gelehrten Kollegen interessiert hatte, und dem die Not des Sonderlings zu Ohren gekommen war, besuchte ihn und händigte ihm eine größere Summe ein, die er als Betriebskapital betrachten und, wenn er es einmal zu einigem Wohlstand gebracht haben werde, zurückerstatten sollte.

Seyler nahm das Geld mit Dank an und verwandte es noch an demselben Tage zum Ankauf eines kompletten Exemplars von Bursians Jahresbericht über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft.

Acht Tage darauf blieb eines Morgens das Lädchen geschlossen. Die Nachbarn, denen bekannt war, daß Seyler nie mehr in seine Wohnung hinaufging, sondern Tag und Nacht in dem Gewölbe hauste, verständigten die Polizei. Man erbrach die Ladentür und fand den Bücherfreund, in seinen alten Lodenmantel gehüllt, tot an dem Tische sitzend, auf dessen Platte noch die Spuren eines gänzlich herabgebrannten Lichts zu bemerken waren. Seine Hände umklammerten die *Ars amandi* des David, das Haupt war auf die Brust gesunken, aber auf dem bleichen Antlitz mit den unter den Brillengläsern halb geschlossenen Augen lag ein Schimmer stiller Seligkeit.

Der Arzt, der die Leiche untersuchte, stellte als Todesursache Entkräftung infolge mangelhafter Ernährung fest. In der Ladentasse jedoch entdeckte man noch fünfundsiebzig Pfennig — und das ist das Allerwunderbarste an dieser Geschichte!



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Der „Deutsche Tag“ in Bromberg und die Polenpolitik. Der Katholikentag in Würzburg. Der Kaiser in Hannover und in Westfalen. Die Bewegung für Wahlrechtsänderung in Sachsen und in Preußen. Marokko. Die Lage der amerikanischen Union.)

Von den vielen Kongressen, die in diesen Wochen auf deutschem Boden tagten, wollen wir außer dem Sozialistenkongreß, von dem schon die Rede gewesen ist, noch den „Deutschen Tag“ in Bromberg am 17. August und den Katholikentag in Würzburg hervorheben. Jener war ein erfreulicher Beweis davon, daß das Deutschtum der Ostmarken sich auf sich selbst und seine nationalen Pflichten besinnt und gewillt ist, mit der Regierung zusammenzuarbeiten, aber nicht alles von ihr allein zu erwarten. Ob alle die in Bromberg angenommenen Resolutionen beifallswürdig oder ausführbar sind, wollen wir hier nicht erörtern; die Hauptsache ist, daß die Versammlung im ganzen mit der bisherigen Polenpolitik der Regierung einverstanden ist und keine Umkehr wünscht, wie manche ernste Politiker empfehlen, indem sie die völlige Erfolglosigkeit dieser Politik behaupten. Ob ein solches Urteil auch gegenüber dem ausführlichen Bericht, den jüngst die Ansiedlungskommission über ihre zwanzigjährige Tätigkeit (seit 1886) in Posen und in Westpreußen erstattet hat, aufrechterhalten werden kann, ist doch sehr zweifelhaft.